

Der Wind dreht sich

Jena, den 5. Juni 1996

Ich versuche, nicht mehr zu fliehen, mich im Westen zu bewerben oder dort zwischendurch heimatliche Luft zu schnappen. Das ist für mich keine Lösung mehr.

Ich füge mich in meinen Alltag. Hin und wieder beteilige ich mich an Jammer-Wessi-Orgien, wie ich es im Stillen nenne. Aber ich merke, dass mein Ärgern langsam an Reiz verlor. Wie ein Genesender, der noch nicht weiß, ob er wirklich gesund wird, versuche ich vorsichtig, wieder Fuß zu fassen in meiner Arbeit, der Stadt und der Umgebung, die ich anfangs ja sogar geliebt habe.

12. Juni 1996

Und es ist nämlich so:

Jena ist doch eine Liebe wert.

Wenn ich mir die Seele freigesprochen und freigejammert habe, nur so ganz unter uns Wossis — keinem Ossi würde ich das zumuten und keinem Wessi würde ich das gönnen — fühle ich plötzlich etwas ganz Anderes: Ich fantaschiere, ich fahre mit dem Zug nach Jena. Wenn ich nach der Strecke durch die von dichtem Wald umschlossene Gleisschneise in das Tal hineinfahre und die Stadt zwischen den karg-lieblichen Bergen erblicke, dann geht mir das Herz auf. Und wenn ich dann endlich den Turm wiedersehe, den kleinen Wolkenkratzer dieser Möchtegern-Großstadt, gebaut in großwahnsinnigen Zeiten, dann muss ich lachen. Aber der Zug jagt schon an den Hinterfronten der langen Häuserreihe vorbei, fast mitten durch die Hinterhöfe und Lauben. Dann folgt das Kreischen der Räder. Wenn das verstummt ist, ruft die vertraute Stimme immer im gleichen Tonfall „Jena, Jena“. Dann denke ich, käme doch irgendwie heim, dann betrete ich doch einen Boden, der mich schon ein bisschen trägt. Und dann habe ich wieder einen guten Blick für diese Stadt:

Dann gehe ich durch die Straßen und freue mich über so vieles, was ich früher nicht hatte oder kannte, was es hier aber (noch) gibt: Professoren und Ärzte, die angezogen sind wie Arbeiter, Menschen, deren Kleidung nicht so perfekt ist, dass sie einen daran hindert, ihr Gesicht zu betrachten, kleine, verschrobene, schmuddelige Läden. Auch Katzen, die über eine Hauptstraße flitzen oder auf einer Mauer gebannt den Autos zusehen. Und hier gibt es Armut, die sich nicht verschämt versteckt, Bildung, die sich nicht mit Glanz behängt und helle Empörung über hohe Brotpreise und Arbeitslosigkeit. Hier findet man Schulbusse, die voll sind, aber fast immer kommen, Mittagessen in jeder Schule, Schulhorte, und hier hat keiner ein schlechtes Gewissen, wenn frau arbeitet und gleichzeitig Kinder hat.

Und ich frage mich: Wenn ich es geschafft hätte, wieder wegzukommen aus Jena, hätte ich dann nicht Heimweh nach den Horizontalen bekommen? Würde ich mich nicht sehnen nach diesem Blick aus dem Zug?

Ich ahne, genauso würde es sein.

Jena, den 25. Juni 1996

Was ist mit mir passiert? Ich weiß es nicht.

Plötzlich habe ich Lust bekommen, auch mal die Ostsee besuchen. Es reizt mich, die Rostocker Gegend zu sehen. Ich weiß, dass die Osis auf ihre Ostsee schwören und sich bei dem Gedanken an das Watt an der Nordsee schauernd schütteln. Ich muss lachen, denn ich liebe das Watt. Aber auf die Lieblingssee der Osis war ich gespannt. Sobald Semesterferien sind, mache ich mich auf!

Der Ostsee gehört die Liebe der Osis. Aber sie hat kein Wattenmeer.

Neubrandenburg, 15.7.1996

Endlich geht es los!

Mein Zug führte mich ihn am Westbahnhof aus der Stadt heraus, so wie ich schon oft gefahren bin. Ich hatte mich einen Fensterplatz reservieren lassen. Als der Zug Mecklenburg erreichte, war ich bester Laune. Ich schaute aus dem Fenster und hatte auf einmal das erstaunliche Gefühl, hier zu Hause zu sein, obwohl ich noch nie in dieser Gegend gewesen war. Draußen zogen die weiten, dunkelgelben Kornfelder vorbei. Ich habe die Reise nach Norden gleich von Anfang an unendlich genossen. Schließlich hat mich auch das letzte Semester ziemlich angestrengt.

Heute mache ich Zwischenstopp in Neubrandenburg, sehe mir die mittelalterlichen Türme an und die neue Stadt. Am Hinweisschild auf irgendeine Jugendhilfestation gehe ich lächelnd vorbei. Ich habe Urlaub.

Abends

Mir ist eine Idee gekommen. Ich werde mir von hier aus ein Auto mieten. Vermutlich kann ich den Anblick der Landschaft und der kleinen Orte so besser genießen, als nur vom Zug aus.

Unterwegs, den 16.7.1996

Es hat geklappt.

Wahrscheinlich werde ich nicht auf dem kürzesten Weg an die Küste fahren, aber das ist mir egal. Ich halte, wo sich mir eine interessante Aussicht bietet oder in den Dörfern, die mir gefallen. In dem Städtchen Demmin habe ich mir was gesucht, wo ich Mittagessen konnte. Viele Möglichkeiten gab es nicht. Aber ich fand schließlich eine kleine Gaststätte am Markt mit einem dunklen, aber gemütlichen Gastraum. Überall an den Wänden hingen hier Fotografien und Grafiken, die den Ort Demmin in seiner heutigen Gestalt zeigten oder auch so, wie er früher einmal ausgesehen hat. Ich schaute mir die Bilder an. Die Wirtin kam dazu und wir kamen ins Gespräch. Dann brachte sie mir die schmale Speisekarte. Ich überlegte nicht lange und bestellte das Mittagsmenü, Königsberger Klopse mit Weißkrautsalat. Während ich aß, setzte sich die Wirtin an den Nachbartisch und erzählte weiter über das, was sie von Demmin

für wissenswert hielt.

Ein wenig wundere ich mich. Meine Vorstellung von den Norddeutschen ist eigentlich anders. Im Westen heißt es, dass man mit den Menschen im Norden erst einen Sack Salz zusammen auslecken müsse, bis der Andere sich öffne. Diese hier aber zeigte sich mehr als gesprächig und hätte ihren Gast offenbar gerne noch für eine Nacht dabehalten. Ich befreite mich mit einiger Mühe aus ihrer Gastfreundschaft, lobte ihr Essen — das erstaunlich lecker gewesen war, wenn auch etwas süßer, als ich es kenne — und verließ am frühen Nachmittag das Gasthaus. Ich setzte mich in das Leihauto, das hinter der Gaststätte auf einem provisorisch eingerichteten Parkplatz stand und fuhr gut gelaunt und rundherum satt weiter.

Die Gegend wurde jetzt ein wenig einsam, auf manchen Strecken schien sie beinahe leer. Das einzige, was ich immer wieder antraf, waren Tankstellen und erstaunlich große Autohäuser, in denen Gebrauchtwagen angeboten wurden, manchmal sogar protzig angelegte Paläste, in denen Neuwagen hinter riesigen Glasscheiben glänzten. Alles andere in dieser Gegend aber war klein, bescheiden, ein wenig mitgenommen, aber trotzdem einladend.

Ich lenkte den Wagen ab jetzt nach Norden, kam durch Blankenhagen zum Gelben Sand und stieß bei Graal-Müritz auf den Küstenstreifen.

Wenn ich durch meine Windschutzscheibe blickte, schien mir der Himmel zunehmend weiter. Leider hatte er sich seit der Frühe zugezogen und schimmerte jetzt hellgrau, so weit man schauen konnte. Vom Wasser aber war noch nichts zu sehen. Ich staunte über die ausgeprägte Bewaldung hier so nah am Meer. Auch die hügelige Landschaft verwunderte mich. Wie anders sieht es doch an der Nordsee aus. Dort liegen bei Flut das Wasser und bei Ebbe der dunkle Wattstreifen weithin sichtbar und platt wie eine Flunder vor der Küste.

Wer die Ostsee nicht kennt, hat was verpasst!

Neugierig stellte ich den Wagen auf einen kahlen Streifen Wiese, auf dem schon einige Autos standen. Dann lief ich auf dem schmalen Weg durch den Wald weiter Richtung Strand. Jetzt konnte ich das Meer schon riechen. Und dann hörte ich es auch. Doch erst in dem Moment, als ich aus dem hohen Kiefernwald heraustrat, lag das große Wasser vor meinen Augen. Es glänzte matt wie eine graue Glasscheibe und lag weit unter mir. Ich kletterte das Steilufer herab, dann stand ich am Sandstrand. Anfangs watete ich durch den weichen Sand, der aber immer härter wurde, je näher ich dem Flutsaum kam. Bei diesem Wetter waren hier kaum Menschen unterwegs. Im Westen zeichnete sich gegen den hellgrauen Himmel ein Paar ab, das engumschlungen am Wasser entlang spazierte. Auf der anderen Seite lief weiter entfernt ein Mann mit einem weißen Hund, der die Möwen jagte. Ich wanderte gegen den steifen Wind am Wasser entlang.

Von irgendwo her kam mir ein Mann entgegen, den ich bisher nicht bemerkt hatte. Als er auf meiner Höhe war, blieb er stehen und sprach mich an.

„Kein schönes Wetter heute, wat? Aber hier kannst'e wenigstens sicher sein, dat das Meer dir nicht wegläuft“, sagte er bedächtig.

Ich verstand ein wenig Platt, aber ich wusste nicht, was der Mann mir sagen wollte.

„Wie meinen Sie das?“, fragte ich verwirrt.

„Na, bei euch ist das doch so, da läuft einem ständig das Meer wieder weg, stimmt doch?“

Ich sah, dass der Mann mich verschmitzt anlachte.

„Ach Sie meinen die Ebbe? Aber woher wissen Sie, dass ich von drüben komme?“

„Na, Mensch, das sieht man doch. Nichts für ungut. Ich hab nichts gegen die Wessis, wenn sie sich hier bei uns anständig benehmen.“

Ich stand sprachlos da. Und weil ich nichts sagte, zog der Mann seine Mütze und ging weiter.

Ich sah ihm nachdenklich hinterher. Der Mann drehte sich noch einmal um und winkte mir zu.

„Auf Wiedersehen“, hörte ich mich rufen und wunderte mich über mich selbst.

Nachdenklich trottete ich zurück zum Auto. Das war es also, was die Ostsee hier so beliebt machte: Auf die Ostsee kann man sich verlassen, sie bleibt, wo sie ist. ‚Auch schön‘, dachte ich lächelnd.

Als ich auf die Uhr schaute wunderte ich mich: 20.00 Uhr! Es war noch immer sehr hell.

Ich fuhr in den nächsten Ort, um dort im ersten Gasthof zu nächtigen, den ich finden würde.

Nun sitze ich in einem engen, wenig einladenden Zimmerchen und schreibe. Alles ist irgendwie altertümlich, wohl noch DDR-mäßig.

Rostock, den 17.7.1996

Ich schlief heute lange. Unten in der Gaststube erwartete mich ein etwas dürftiges Frühstück. Dieser Wirt hier erfüllte schon eher meine Erwartungen, was die Gesprächigkeit der Norddeutschen betrifft. Ich aß und zahlte. Dann brach ich auf nach Rostock. Es waren ja nur noch ein paar Kilometer.

In Rostock angekommen, fuhr ich erst einmal kreuz und quer durch die Stadt. Vieles hatte man noch nicht saniert.

Ich fand auf dem Weg zum Stadthafen eine kleine Gaststätte, schon ein wenig westlich aufgemacht, mit Leuchtreklame an der Hauswand und mit hellen Resopal-Möbeln im Inneren. Innen gähnte es vor Leere. Die Frau, die mich bediente, outete sich als die Besitzerin und erzählte mir von den Schwierigkeiten, die sie noch hat, um über die Runden zu kommen. Das Geschäft läuft nicht besonders. Noch gibt es wenig Touristen in Rostock und die einheimischen Leute haben meist nicht das nötige Geld, um Essen zu gehen.

Tatsächlich blieb ich der einzige Gast an diesem Mittag. Ich ertappte mich dabei, viel und immer noch etwas Neues zu bestellen, sodass ich am Ende meinte, gleich zu platzen. Instinktiv habe ich wohl versucht, ihren Umsatz wenigstens ein wenig zu steigern. Sie dankte mir mit einem gerührten Lächeln.

Am alten Strom in Warnemünde schmeckt der Fisch wie eh und je bestens.

Dann fuhr ich nach Warnemünde. Die nette Wirtin hatte mich darüber aufgeklärt, dass eigentlich erst dort die Ostsee zu erleben sei. Sie empfahl mir einen Spaziergang am „Alten Strom“. Wenn ich die alte Fischgaststätte „Zur Scholle“ finden würde, sollte ich unbedingt dort zu Abend speisen.

„Meist ist es voll in dieser Gaststätte, aber es lohnt sich unbedingt, selbst wenn man ein wenig warten muss, bis ein Tisch frei ist“, gab sie mir mit auf den Weg.

Am „Alten Strom“ schlenderten erstaunlich viele Leute. Dabei wehte ein fast kühler Wind, da die Sonne ausgeblieben war. Aber die Fischbuden und der romantische Anblick der dort anliegenden Schiffe und Segelboote zogen die Menschen offenbar in jeder Wetterlage an.

Ich fand die Fischgaststätte sofort, ging aber trotzdem erst noch ein wenig spazieren. Anfangs nahmen mich die Boote und Schiffe in Beschlag. Hier und da blieb ich fasziniert stehen, betrachtete die Wasserfahrzeuge oder drückte mich bei den Räucherfischbuden herum. Der geräucherte Fisch duftete unwiderstehlich. Aber ich verkniff mir den Kauf dieser Köstlichkeiten, um mir meinen Appetit für die Fischgaststätte aufzuheben. Jetzt beschränkte ich mich darauf, die Menschen anzustarren, die mit Genuss in ihren geräucherten Aal, in ein knuspriges Goldbarschfilet, in gebratene Heringe oder in hellgelbe Schillerlocken hineinbissen. Schließlich spazierte ich zurück, denn irgendwann drängte mich der Hunger wieder auf die andere Seite des Alten Stroms und ich betrat endlich das so überschwänglich gepriesene Lokal.

Ich öffnete die schwere Tür und sofort schlug mir der Duft nach gebratenem Fisch entgegen. Das versprach Köstliches! Ich sah sich um. Auf den ersten Blick aber schien alles besetzt. Ich fand keine Nische und keinen Tisch, an dem ich mich hätte niederlassen können. Da trat eine Kellnerin auf ihn zu, und als ich ihr sagte, ich sei allein, lotste sie mich in den hinteren Bereich des Gastraumes an einen Tisch, an dem schon zwei Frauen saßen. Ein Stuhl am Tisch war noch frei. Zuerst war mir das etwas peinlich, einfach so dazwischen gesteckt zu werden. Ich entschuldigte mich bei den beiden Frauen. Die aber lächelten mir zu und deuteten mit dem Arm auf den freien Platz. Ich setzte mich ein wenig steif, weil ich mir immernoch wie ein Eindringling vorkam. Dann brachte die Kellnerin die Karte. Bereits beim Lesen der Speisekarte lief mir das Wasser im Mund zusammen. Ich bestellte ein großes Pils, „ja, gerne ein Rostocker“, und dann den „Fischteller mit allem, was die Ostsee hergibt“. Dann wartete ich und versank entspannt und zufrieden auf meinem bequemen Stuhl.

Dann kam der Chef des Hauses persönlich und stellte eine beeindruckende Fischplatte vor mich auf den Tisch. Wir alle mussten an den schon dort liegenden Gläsern und Schälchen herumrücken, bis mein Teller genügend Platz fand. Die Frauen wünschten mir guten Appetit und gratulierten mir zu seiner Wahl. Ich dankte höflich und begann zu essen. Danach konzentrierte ich mich für eine Weile völlig auf den Genuss dieser Speise.

Ich leistete mir noch ein Birnenkompott mit Preiselbeeren, und einen Cognac. Bis zur Pension würde ich es schon noch schaffen.

Die beiden Frauen unterhielten sich noch immer und achteten nicht weiter auf ihn. Jetzt, wo ich nicht mehr aß, wurde es schwer, nicht zuzuhören. Die beiden sprachen gerade über Rostock, und was sich seit der Wende doch verändert hat.

„Wohnen sie hier in Rostock?“, fragte ich vorsichtig, um irgendetwas zu sagen.

„Nein, ich bin hier zu Besuch bei meiner Mutter. Und Sie? Sie kommen doch von auswärts, oder?“

„Ich komme aus Jena, wollte mir endlich mal die Ostsee ansehen. Ursprünglich bin ich aus Wiesbaden, aber seit 1993 hier im Osten. Im Moment versuche ich, mein Heimweh zu vertreiben.“

„Und, gelingt es ihnen?“, fragte die Mutter. „Was hat es damit auf sich. Sie müssen doch nicht hier leben, oder?“

„Nein, natürlich nicht. Ich habe es mir ja so ausgesucht. Aber es ist für mich doch schwieriger, mich hier einzuleben, als ich erwartet hatte. Ich fand es, ehrlich gesagt, enttäuschend, dass die Leute sich hier nach der Wende so kritik- und kopflos in die westlichen Verhältnisse hineingestürzt haben. Mir sind bis heute nicht viele Menschen hier begegnet, die noch irgendein gutes Haar an der DDR lassen.“

Gute Gespräche bei gutem Essen fühlen sich an wie zuhause.

„Ich weiß“, meinte die ältere Frau mit einem ärgerlichen Lächeln. „Das Gerede vom Unrechtsstaat, nicht wahr? Die Leute sind nun mal scharf auf die D-Mark gewesen und auf das Reisen in die Länder außerhalb des Ostblocks. Aber was mir nicht aus dem Kopf will: Die Wessis hätten sich doch sicher sein können, dass ihr System die Oberhand gewinnt. Warum mussten sie auch noch alles zerstören, was an die alte Gesellschaft erinnern konnte?“

„Sie zerstören ja nicht nur unsere Produktionsflächen und -gebäude, sie zerstören auch die Werte, die doch immerhin anerkannt waren in der DDR“, mischte sich die Jüngere ein.

„Wie meinen Sie das?“, fragte ich interessiert.

„Wenn sie die ökonomische Basis verändern wollen, dann müssen sie auch den Überbau schleifen, ist es nicht so? Nur so werden sie Stabilität in diese Kapitalismus-Euphorie hier zu Lande hineinbekommen.“

„Interessant, was Sie sagen, sozusagen als Betroffene“.

„Ach, erzählen Sie uns doch ein wenig davon, wie es ihnen erging, als sie in den Osten gewechselt sind!“, forderte mich jetzt wieder die Ältere auf. Die andere nickte sichtlich interessiert.

Also begann ich über meine Osterfahrungen zu erzählen.

„Ja, die Umstellung für die Bevölkerung hier war verdammt schwer“, erklärte die Ältere.

„Einige haben natürlich erst im Kapitalismus ihre eigentliche Berufung entdeckt. Aber viele sind damals aus der Bahn geworfen worden. Bei mir ging es ganz glimpflich ab. Ich habe damals in einer Sonderschule gearbeitet, seit 10 Jahren schon. Als die Wende kam, wurde sie wenig später geschlossen, aber schon ein halbes Jahr später erneut aufgemacht. Ich hätte auch wieder dort richtig anfangen können, aber der Stil und die pädagogischen Konzepte der jetzigen Schulleiterin aus Fulda haben mir nicht geschmeckt. Ich begann dann, mich beruflich anderweitig zu orientieren.“

Die Jüngere legte nach: „Mir kam die Wende vor wie eine kollektive Verwandlung der Leute um mich herum. Die Leute fuhren nach Westen, um dort ihr Begrüßungsgeld in Empfang zu nehmen. Ich wollte da nicht mitmachen. Mir war das peinlich, dieses mich Anschmeißen an den Westen. Später kam die D-Mark dann tatsächlich und es kam mir vor, als drehe mich alles nur noch darum. Der Konsumrausch breitete sich aus wie eine Epidemie. Ich arbeitete damals in einer sozialen Einrichtung für lernschwache Kinder. Man hatte sie vorübergehend geschlossen. Als sie Ende 1991 wieder öffnete, habe ich erst noch versucht, dort klar zu kommen. Aber ich fand die ehemaligen Kollegen wie umgedreht. Und die Leiterin kam mir vor

wie ein Mensch aus einer fremden Welt, aus einer Plastikwelt, wenn Sie verstehen, was ich meine.“

Ich nickte.

„Das Geld spielt auf einmal eine bedeutendere Rolle als pädagogische Fragen“, fuhr sie fort. „Meine Vorschläge wurden abgetan mit dem Argument, sie seien nicht finanzierbar. Aber bei der Renovierung des Gebäudes wurde nicht gespart. Das sah nachher aus wie aus dem Ei geschlüpft und vor allem nicht mehr so wie vorher. Die Totalsanierung wäre gar nicht erforderlich gewesen. Die Gruppenräume waren solide ausgestattet. Eigentlich gab es nicht viel auszusetzen. Aber man fand, dass alles sei nur Ostniveau und das reiche eben nicht mehr. Mir hat das damals viel Bauchschmerzen bereitet. Auch ich fing an, mich nach Alternativen umzusehen.“

„Du warst damals wie am Boden zerstört, Maria“, ergänzte die Ältere. „Ich kann mich noch sehr gut erinnern. Du schimpftest ständig darüber, dass die Leute 1989 aufgestanden waren, um den Sozialismus zu reformieren und nicht, um dem Kapitalismus vollständig in den Hintern zu kriechen. Verzeihen sie das Wort. Aber anders kann man das ja nicht bezeichnen, was da vor sich gegangen ist und immer noch so läuft.“

„Ich wollte damals alles in meinem Leben ändern“, erzählte die Jüngere. „Ich fühlte mich nicht mehr zu Hause. Ich ergatterte eine wissenschaftliche Angestelltenstelle an der Uni. Dort schien es mir zunächst besser zu sein. Aber auch Hochschulen sind auch wirtschaftliche Betriebe geworden, die sich rechnen müssen, stimmt's?“

Wir redeten noch länger und zum ersten Mal, seit ich im Osten mit Osis spreche, fühlte ich mich richtig wohl.

Ich sitze jetzt hier in meiner Rostocker Unterkunft und fühle mich merkwürdig entspannt. War es der Alkohol, waren es meine Gesprächspartnerinnen oder das ausgezeichnete Essen?

Ich werde schlafen wie ein Stein.

Jena den 24. Juli 1996

Zurück.

Obwohl ich mich auf meiner Reise in den Norden so wunderbar wohl gefühlt habe, freute ich mich auch auf Jena. Irgendwann zwischen Rostock und Greifswald, als ich aus dem Zugfenster sah und mich im Kopf noch mit meinen Erlebnissen gestern beschäftigte, spürte ich eine unerwartete Sehnsucht. Es war eine Sehnsucht nach den sanften Wölbungen der grünschattigen Felder, die zwischen den Dörfern nördlich von Jena liegen. Dort steht in jedem der Orte eine kleine Bilderbuchkirche mit Kuppel, die ihre Helmspitze keck in den Himmel steckt, und dazwischen die grauen, lang gezogenen, oft schon verfallenen LPG-Baracken. Im letzten Frühjahr war ich mit Paul hier oben auf der Hochebene ein paarmal über Land gefahren. Daran musste ich jetzt denken. Und es kam mir so vor wie ein Gedanke an daheim.

Jena, den 2. August 1996

Mir ist da was klar geworden:

So wohl wie auf dieser Reise habe ich mich lange nicht mehr gefühlt. Und das, obwohl so vieles mich immerfort an den Osten, an dessen Vergangenheit, vor allem aber an seine schwierige wirtschaftliche Gegenwart gemahnte — das heimatliche Gefühl, das ich empfand, ließ sich nicht vertreiben. Ich hatte zu meinem Erstaunen überall hier den Eindruck, zu Hause zu sein. Ich fand es wohltuend, hier weit übers Land zu schauen, bis zum Horizont. Nichts versperrte den Blick. Und die Menschen sprachen so, wie ich es von zu Hause zu kennen schien, obwohl sie ein bisschen Platt sprachen, und in Wiesbaden schließlich hochdeutsch gesprochen wird. Aber es kam mir merkwürdigerweise völlig vertraut vor.

Man kann Heimweh nach dem Westen haben, aber auch nach dem Norden.

Ich stelle fest: Es gibt nicht nur Osten und Westen in diesem Land. Es gibt auch Norden und Süden. Und den Norden, das habe ich jetzt begriffen, und es erfüllte mich mit Glück, den kann ich auch im Osten haben.

Jedenfalls habe ich mir jetzt endlich doch ein kleines Anrecht darauf erworben, hier herumzulaufen, als wäre es nichts weiter. Es gibt sogar Tage, an denen ich nicht ein einziges Mal denke: „Ach ja, ich bin ja im Osten“. Und das sind gute Tage.